

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 16 (1943-1944)

Heft: 9

Rubrik: Schweizerische Hilfsgesellschaft für Geistesschwache

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Beitrag zum Problem des Hilfsschulunterrichts auf der Unterstufe

von GOLTZ

c) Der Lebensbezirk

Von den inneren Verhältnissen zu sprechen, erübrigt sich, da sie eben von den Kindern, der Lehrkraft und den äußern Klassenbedingungen erst geschaffen werden.

aa) Schulhaus und Schulzimmer

Die Mehrzahl unserer Kinder kommt aus schattigen, engen Wohnungen; auch ihre Ernährungsweise läßt oft zu wünschen übrig, wenigstens qualitativ. So können wir nicht anders, als geräumige, helle und sonnige Schulzimmer wünschen. Die Sonne müßte die blassen Gesichter aufleben lassen und die verdüsterten Gemüter aufhellen. Die geradezu magische Wirkung der Sonne beobachtet man am besten, wenn man in trüben Nebelwochen einen Ausflug unternimmt, um die Sonne zu suchen. Da gibt es Kinder, die schon tagelang verstimmt und schlechter Laune, nur murrend mitkommen (es isch so wyt); nachdem die Sonne gefunden wurde, da geht es nur noch fünf bis zehn Minuten, bis die die Verwandlung da ist, und sie am liebsten „jeden Tag“ den Weg unter die Füße nähmen, um die Sonne zu finden. Sonnige Schulzimmer sind bei Regen und Kälte immer heller und wärmer als „Schattenlöcher“, in denen im Winter beinahe den ganzen Tag künstliches Licht gebraucht werden muß. Wenn in einem Schulzimmer eine blühende Pflanze nach kurzer Zeit zu serbeln anfängt, so kann man daraus schließen, daß sein Klima auch für den Organismus des Kindes ungünstig ist.

Wünschenswert ist ein freier Platz unmittelbar beim Schulhaus, und wäre es nur um des einen Vorteiles willen, daß man ein ungebärdiges Kind rasch hinaus-schicken kann, seine überschüssige Kraft, seine Auf-geregtheit auszutoben: „Gang spring fuf mal um ds'Schuelhus ume“. Darnach ist das Kind sicher wieder fähig, seine Aufmerksamkeit auf die Arbeit zu konzen-trieren.

Es ist auch nicht gleichgültig, ob das Schulhaus mitten im Getriebe steht, oder in der Nähe von An-lagen oder gar des Waldes. Da schwachbegabte Kin-der viel triebhafter reagieren, üben auch Lärm und Ruhe, Stadtgetriebe und Stille der Natur größeren Ein-fluß, als man es annehmen möchte. Vieljährige Erfah-rungen bekräftigen diese Erkenntnisse immer aufs Neue.

Vergleiche zwischen Kindern, die am Stadtrand woh-nen (Bümpliz, äußere Schothalde etc.) mit Kindern der inneren Stadt (Matte und Unterstadt) sind aufschluß-reich. Den letzteren fehlt das Auge und jegliches Ver-ständnis für die Schönheiten der Natur, und somit fast immer für das Schöne an sich. Ihr Gemüt ist ver-schlossener und härter als bei Kindern, die einigen Kontakt mit der Natur behalten haben. Sie sind viel schwerer zur echten Freude zu wecken. Sie kennen selten Freude, Frohsinn und gesunde Fröhlichkeit; sie kommen nur zur Ausgelassenheit. Es fehlt ihnen die Ehrfurcht vor dem, was wächst, vor dem, was da kreucht und fleucht. Es ist zu verstehen. Denn auch Tiere und Pflanzen „geben“ sich anders zwischen

Pflastersteinen als draußen, in Wiesen und Wäldern. Mögen Spatzen und Finken noch so zutraulich (oder frech) werden, sie halten den Vergleich nicht aus mit ihren tausend Verwandten, die allmorgendlich ihre Gra-tiskonzerte geben. Mögen auch dann und wann in den schattigen Wohnungen einige Topfpflanzen liebe-voll aufgezogen werden, was bedeuten sie gegen die prächtige Wildnis eines Bauerngartens?

Freilich, an Sonntagen wäre Gelegenheit für die Eltern, mit den Kindern vor die Stadt hinaus zu pflügen; aber solche Familienwanderungen sind aus der Mode gekom-men. Selbst das Spazieren überläßt man gerne der Schule.

Deswegen und aus Gründen der sich gleich bleibenden Atmosphäre wäre es wünschenswert, die Hilfsschulen mit einem Tagesheim zu verbinden, vor allem für die Kleinen, denen der oft sehr weite, ermüdende und zerstreuende Schulweg über Mittag erspart bliebe; und für die Größeren in allen Fällen, da die Mutter dem Verdienste nachgehen muß oder die Atmosphäre des Elternhauses ungünstig ist, eine Anstaltsversorgung des Kindes aber nicht in Frage kommt. In Holland waren vor dem Krieg beinahe alle Hilfsschulen in Tagesheime umgewandelt worden, die Hilfsschülerinnen gehörten zu den begehrtesten Dienstmädchen.

Bei dieser Zentralisation (statt der dezentralisierten Quartiershilfsschule) wäre ein Vorteil von großer Be-deutung: man könnte die Schule besser unterteilen, somit die einzelnen Klassen homogener gestalten, so daß die untern nicht mehr als zwei, die obern drei bis vier Fähigkeitsgruppen beherbergen würden. Im Grunde genommen ist es ja ein Unsinn, fünf bis sechs Fähigkeitsgruppen in eine Unterklasse zu stopfen. Man stelle sich vor: das bedeutet, daß jede Gruppe einmal, höchstens zweimal wöchentlich in Sprache und Rech-nen mündlich ausgiebig „dran kommt“. Das will etwas heißen bei Kindern, welche im Verhältnis zu den nor-malen Kindern ein vielfaches an Zeit für Erklärungen und mündliches Üben benötigen, ehe sie „für sich“ eine Arbeit zu bewältigen vermögen.

Zu der äußern Ausstattung des Schulzimmers ge-hören Bilder, ein Harmonium, Grammophon, Violine oder Flöte. Dazu auch Bilderbücher. Unsere Kinder haben zu Hause selten ein Bilderbuch. Und gibt es wohl für das vorschulpflichtige Kind eine größere Selig-keit als: „Bilder luege“? Etwa gleichwertig ist das Ausschneiden. Für die Möglichkeit dieser Beschäftigun-gen muß in der Hilfsschule gesorgt werden. Es ist ein Stück Kinderhimmel, der unbedingt nachgeholt werden muß, ein Stück „zu seinem Recht kommen“. Dasselbe gilt vom Spiel. Dabei wird darauf geachtet werden, daß es Spiele sind, welche den Intellekt des Kindes anregen: Domino (zählen), Schwarzpeter (möglichst rasch mer-ken, daß zwei Karten zusammen gehören), Würfelspiele bis hundert, wobei gelegentlich bei hundert begonnen und bei der eins das Ziel erreicht wird; ferner alle Decroly-Spiele, die für das einzelne Kind eine angenehme stille Beschäftigung bedeuten, wenn es sie einmal ver-

standen hat; wir haben auch Zusammensetzspiele aus entzweiggeschnittenen Ansichtskarten, Gemüselottos, das Monatsspiel usw. Herrlich ist der Baukasten.

„Kindergarten also“, wird man einwerfen. Ja und nein. Wenn unsere Kinder zu uns kommen, haben sie einfach gewisse Entwicklungsstufen des Kleinkindes noch nicht absolvieren können. Das muß nachgeholt werden. Es ist nicht möglich, eine Wachstumsstufe zu überspringen ohne dauernden Schaden für das Kind. Es ist, als ob man auf ungenügendem Fundamente bauen wollte. Fundamente kann man schließlich verstärken, wenn im Gebäude die Schäden sich zeigen, aber wie schwierig das beim lebendigen Menschen ist, davon können Aerzte, Pfarrer und Richter manch trauriges Wort verraten. Ist es nicht unsere Pflicht, daß wir versuchen, vorzubeugen, so viel in unseren schwachen Kräften liegt?

bb) Einstellung des Lehrkörpers im Schulhaus

Die Einstellung, welche Kolleginnen und Kollegen im Schulhaus der Hilfsschule gegenüber einnehmen, ist wichtig für unsere Kinder. Einmal färbt diese Einstellung auf die Kinder der betreffenden Klassen ab. Es gibt Normalklassen, welche in den Pausen ohne weiteres Kinder der Hilfsschule zu ihren Spielen zulassen; andere Klassen halten sich in „gebührender“ Entfernung. Auch ohne daß ein Lehrer, eine Lehrerin ihrer Abneigung nach außen gröblich Ausdruck verliehe,

spüren es die Hilfsschulkinder, wem sie ein Dorn im Auge sind und wer ihnen freundlich gesinnt ist. Am schlimmsten ist es, wenn, wie es vorkommen kann (zum Glück selten), die Hilfsschüler an allem Schuld sein müssen, wenn etwas Unerklärliches passierte. Damit schadet die Schule, statt zu helfen.

Kolleginnen und Kollegen der Normalklassen können uns eine wertvolle Hilfe sein. Es gibt für ein Hilfsschulkind kaum eine größere Belohnung, als wenn es eine gute (natürlich relativ gute) Arbeit einer andern Lehrkraft zeigen darf, z. B. seiner früheren Lehrerin, seinem früheren Lehrer. Wenn die betreffende Lehrkraft ein Wort der Ermutigung findet, gar in Anwesenheit ihrer eigenen Schüler, dann ist wieder ein Schritt gewonnen auf dem Wege der Erziehung zur Befähigung zur Gemeinschaft. Es ist wieder ein Bißchen mehr der Riegel gestoßen, den wir stecken wollen, um all die unsinnigen, unangebrachten und oft widerwärtigen Versuche zur Ueberkompensation von Minderwertigkeitsgefühlen nach Möglichkeit abzubremsen.

cc) Zusammensetzung der Klasse

Entscheidend für das Ergebnis der Arbeit in der Klasse ist die Zusammensetzung derselben.

Selten kommt ein Kind auf Wunsch der Eltern zu uns. Meistens mußte im Gegenteil alle Ueberredungskunst, gelegentlich auch ein gewisser Zwang angewendet werden, um die Versetzung in die Hilfsklasse zu erreichen.

(Forts. folgt)

Spezialklassen auf dem Lande

von E. GRAF

(Gedanken zu den Artikeln der Herren F. Lehmann R. R. in No. 7 und 8 der S. E. R.)

Es ist recht nett, daß Herr Redaktor P. F. den Kollegen Fred Lehmann in Schutz genommen hat wegen seiner etwas verdrossenen und von Unmut diktierten Auslassungen seinen städtischen Kollegen gegenüber. Vielleicht würde es aber doch nicht schaden, wenn Kollege F. L. sich wieder einmal in einer stillen Stunde die Fabel von der Stadtmaus und der Landmaus zu Gemüte führen wollte. Sicher hat der Stadtschulmeister seinen Kollegen vom Lande gegenüber manches voraus, aber auch da gilt der Ausspruch jenes Oberländer-Frauelis: „Jedes Ding hat zwei Seiten, eine Sonnseite und eine Schattseite, und manchmal bekommt man den Eindruck, es habe gar drei Seiten, nämlich eine Sonnseite und zwei Schattseiten“, oder was meinen meine städtischen Kollegen an der Spezialklasse dazu? Und dann gilt auch vom Landschulmeister in seiner Mehrklassenschule: Es wird von einem Haushalter nicht mehr gefordert, denn daß er treu erfunden werde.

Doch das ist's nicht, was mir die Feder in die Hand drückt. Auch uns in der Stadt beschäftigt das Schicksal der schwachbegabten Schüler und ihrer Lehrer in den Landschulen, und unseres Erachtens wird dieser Frage immer noch viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt von Seite der Behörde und Lehrerschaft. Daß man aber in Anstalten und in Spezialklassen große Zurückhaltung zeigt, einen 13jährigen Schüler, der immerhin 5—6 Jahre die Schulbank gedrückt, aufzunehmen, das verstehen wir sehr gut. Man stelle sich vor, wie viel Zeit und Geduld es braucht, um nur wieder ein kleines Fünkchen des Selbstvertrauens zu erwecken in einem Menschen, der ein halbes Dutzend Jahre zusehen mußte, wie er beständig auch von den jüngsten

Kameraden überflügelt und dabei vielleicht noch täglich gehänselt wurde. In den restlichen 2—3 Schuljahren ist dann wirklich nicht mehr viel herauszuholen, denn nirgends wie hier heißt es: Nur immer langsam voran. Die Lehrer solcher Schüler sind nicht immer von aller Schuld freizusprechen. In der stillen Hoffnung, es werde doch noch kommen, der „Knopf“ werde endlich doch noch aufgehen, übt man Geduld und Nachsicht, wo man handeln sollte und läßt dadurch kostbare Zeit verstreichen. Allerdings, die Frage, wie helfe ich, was ist zu tun, ist ja, besonders auf dem Lande, die große, beinahe unlösbare Schwierigkeit und durchaus geeignet, einen gewissenhaften Lehrer in große Not zu bringen. Es ist deshalb wohl am Platze, sie auch hier wieder und immer wieder zu erörtern und an ihrer Lösung zu arbeiten; sie ist unbestritten eine der Hauptaufgaben der S. H. G. Hat nicht unser Auer sel., einer der eifrigsten Pioniere der Fürsorge und Erziehung Geistesschwacher auf Schweizerboden seinerzeit an der Aلتdorfer Konferenz ausgerufen: „Wir ruhen nicht, bis das letzte schwachbegabte Kind im Schweizerland die ihm gebührende Pflege und Erziehung gefunden hat.“ Das war zur Zeit, als es noch keinen festgefügtten Verband, keine Statuten einer S. H. G. gab. Als aber dann die früher lose Vereinigung, die „Schweiz. Konferenz für das Idiotenwesen“ sich in einen festgefügtten Verband, in die „Schweizerische Hilfsgesellschaft für Geistesschwache“, umwandelte und sich verbindliche Statuten schuf, setzte sie sich die planmäßige Erfassung der Geistesschwachen in allen Teilen unseres Vaterlandes als erstes Ziel und bekundete den festen Willen dazu im ersten

Artikel der Vereinsstatuten. Wir begrüßen deshalb die Einsendung des Herrn Kollegen Lehmann; sie zeigt, daß wir noch sehr weit von der Erfüllung unserer Aufgabe entfernt sind, vielleicht bildet sie den Anlaß, daß auch von Seite der S. H. G. wieder einmal ein Vorstoß in dieser Richtung gewagt wird.

Herr Kollege L. berichtet, wie er von der Schulbehörde der nahen Stadt mit seinem Gesuche um Aufnahme eines Schülers abgewiesen wurde, mit der Begründung, die Klassen in der Stadt würden zu groß. Dieser Bescheid ist natürlich höchst bedauerlich — aber vielleicht doch nicht der letzte, endgültige Entscheid. Vielleicht könnte er gerade den Anstoß zu einer befriedigenden, dauernden Regelung bedeuten. Daß eine Stadt nicht ohne weiteres Schüler vom Land in ihre Klassen aufnehmen kann, begreift wohl jedermann. Auch an Zürich wurden s. Zt. solche Begehren gestellt, denen sie gerade im Hinblick auf die Spezialklassen in erfreulicher Weise entsprach. Die reiche Nachbargemeinde Zollikon z. B., die keine Spezialklassen besitzt, schickt ihre Schüler, die einer Spezialschulung bedürfen, den städtischen Spezialklassen zu. Sie bezahlt ein jährliches Schulgeld, ebenso die Tram- oder Bahnspesen. Dieses System hat sich gut bewährt, noch nie Anlaß zu Beschwerden gegeben und könnte sicher andernorts auch eingeführt werden.

Nicht immer geht zwar die Sache so reibungslos. Aus einer andern Gemeinde sollte ein Kind der städt. Spezialklasse zugewiesen werden — zu gleichen Bedingungen, wie oben geschildert. Nach Ueberwinden vieler Hindernisse schien endlich die Geschichte zu klappen, die Zugverbindungen waren gut, über Mittag fand das Kind Unterkunft und Verpflegung in einer netten Familie; aber eben alles nur gegen Bezahlung: Schulbesuch, Bahnfahrt, Mittagsverpflegung, alles kostete Geld und die Familie hatte es selbst zu bezahlen. Bald klagte die Mutter, der Vater wolle nicht mehr mitmachen. Er erklärte, zuerst müsse er sich von den Dorfbewohnern „anöden“ lassen, warum sein Kind an ihrem Schulhause vorbei in die Stadt zur Schule reisen müsse, und dann sollte er erst noch so viel bezahlen, wo doch sonst alle Kinder „gratis“ geschult würden. Ich riet der Frau, mit dem Schulpflege-Präsidenten Rücksprache zu nehmen, auf das Beispiel der Gemeinde Z. hinzuweisen und anzufragen, ob nicht die Gemeinde bereit wäre, das Schulgeld und event. die Bahnspesen zu übernehmen. Nach einiger Zeit sprach sie wieder bei mir vor und erzählte, der Herr Präsident habe ihr Gesuch glattweg abgewiesen. Er habe erklärt, das komme ihnen nicht in den Sinn, der reichen Stadt Zürich noch Schulgeld zu bezahlen — übrigens, warum sie das Kind nach Zürich schicken wolle, sie solle es ruhig in ihrer Gemeinde schulen lassen. „Unsere Lehrer sind so tüchtig, wie die in

Zürich.“*) Wir möchten annehmen, der Herr Schulpräsident habe diesen letzten Ausspruch mit leisem Lächeln getan. Sicher aber kommt darin nicht die Meinung der Lehrerschaft seines Schulortes zum Ausdruck. Denn das muß doch mit aller Deutlichkeit betont werden: Wenn man an die Lösung unseres Problems herantreten will, handelt es sich wirklich nicht um eine gegenseitige Konkurrenzierung! Wir Spezialklassenlehrer wissen ganz genau, daß unsere Kollegen von der Normalklasse, ohne Ausnahme, durchaus in der Lage wären, einen geistesschwachen Schüler zu fördern und ihm das fürs Leben Notwendige mitzugeben. Auch die vielgerühmte „Hiobsgeduld“ steht ihnen sicher in gleichem Maße zur Verfügung, wie uns! Schon viele Kollegen, die von der Normalklasse direkt an unsere Stufe übertraten und Vorzügliches leisteten und noch leisten, haben das bewiesen. (Dabei wollen wir jedoch ausdrücklich betonen, daß wir den großen Wert einer gründlichen, heilpädagogischen Fachausbildung durchaus anerkennen und in keiner Weise herabsätzen möchten.) Aber darüber müssen wir uns klar sein: Wo der Lehrer einer Normalklasse mit 40 und mehr Schülern bis Ende Schuljahr sein ihm von den Behörden gestecktes Ziel erreichen muß, da ist es schlechterdings unmöglich, ein geistesschwaches Kind im Klassenverband genügend zu berücksichtigen und zu fördern. Das ist ja auch die Erfahrung unseres Herrn L. und die Ursache seines Stoßseufzers im Schulblatt. Wir pflichten der Redaktion durchaus bei, wenn sie die „leichte Bitterkeit, die ihm beim Gedanken an den Stadtschulbetrieb aufsteigt“, der Sorge um das verschupfte, schwachbegabte Kind, dem er eben nicht gerecht werden kann, zuschreibt. Dem gewissenhaften, treuen Lehrer wird ein solches Kind in seiner Klasse zu einem steten Vorwurf, und er wird alles daran setzen, eine befriedigende Lösung herbeizuführen. Aber eben, wie unsere Beispiele zeigen, gelingt es leider nicht immer auf den ersten Anlauf. Schwierigkeiten sind jedoch da, um überwunden zu werden. Die Vorschläge der Herren Kollegen L. und R. R. verdienen geprüft und gewürdigt zu werden. Eine Voraussetzung zur Lösung des Problems liegt freilich bei der Lehrerschaft der Normalklassen selbst. Wenn sie fest entschlossen ist, eventuelle, ihre Klassen belastende, geistesschwache Kinder einer Spezialbehandlung zuzuweisen, so werden sich bisher gangbare Wege finden, um auch die leidigen Finanzfragen, vielleicht in Verbindung mit den kant. Jugendämtern, der Pro Juventute, den Sektionen der S. H. G. usf. dürfte dann befriedigend gelöst werden.

Nüt nahlah gwünnt!

E. G.

*) Wie wir jüngst erfahren, hat sich die Gemeinde — offenbar auf Betreiben der Lehrerschaft — bereit erklärt, sämtliche Kosten zu bestreiten.

Nationale Erziehung bei den Schwachbegabten

Mit dem pompösen Ausdruck „nationale Erziehung“ schlägt man natürlich die bescheidene Wirklichkeit tot.

Es könnten ein paar Fragen gestellt werden:

Haben schwachbegabte Kinder einen Begriff von der Schweiz als unserer Heimat? Sind sie imstande, diese Heimat gegen das Ausland abzugrenzen, und wie geschieht das? Wie stellen sie sich zu der Tatsache unserer Unabhängigkeit und unserer Neutralität? Was

wissen sie von unseren Freiheiten? Was verstehen sie von der Aufgabe unserer Armee?

Haben sie ein Gefühl und eine Ahnung von der wunderbaren Gnade, die uns bis jetzt vor dem Krieg bewahrte? Sind sie empfänglich für den Gedanken, diese unschätzbare Gabe als heilige Aufgabe anzunehmen? Sind sie bereit, und sind sie fähig, sich auch in den Dienst der „Mission der Schweiz“ zu stellen, so viel

oder so wenig es in ihrem schwachen Vermögen steht?

Da ich dazu aufgefordert wurde, seien ein paar Erlebnisse aus meiner Klasse (bei den Kleinen) erzählt, aus den letzten fünf Jahren. Alle gestellten Fragen werden dadurch besser beantwortet, als es durch theoretische Untersuchungen möglich wäre.

Zum ersten Mal hatten wir eine „politische“ Auseinandersetzung, als ein Knabe bei irgend einem Anlaß kategorisch erklärte: „Gället, Fräulein, Militärdienst isch öppis blöds!“ Ich erschrak, denn ich hatte mir nie darüber Rechenschaft gegeben, ob meine Kinder „patriotisch“ seien oder nicht.

Seither nahm ich die Gelegenheit wahr, die es erlaubten, zwanglos ein wenig Vaterlandsliebe zu säen. Vor dem Krieg war es meistens die Schönheit der Natur, unserer Schweizer Landschaft und unserer Schweizer Berge, welche den Anknüpfungspunkt boten. Seit dem Kriege hat sich die Lage verändert.

Die Laupenschlachtfeier im Jahre 1939 stellte uns vor die Aufgabe, auch den Kleinsten ein Stück Schweizergeschichte zu erzählen und verständlich zu machen. Wir fabrizierten die Schweizerfahne und die Bernerfahne. Mit ungeheurem Stolz trugen sie die Kinder nach Hause. Bei der gemeinsamen Feier der Klassen im Schulhaus, ließen sie es sich nicht nehmen, mit ihren Fahnen auszurücken! Und als sie das Schweizerkreuz an der Jungfrau gesehen hatten, schmückte es von nun an jede ihrer „Berg“zeichnungen. Bei Spaziergängen fragen sie immer danach, und manch ein Kind kommt eines Tages freudestrahlend und erzählt, es hätte am vorigen Abend von der Bundesterrasse aus das Kreuz an der Jungfrau gesehen.

1941 feierten wir mit dem 650jährigen Bestand der Eidgenossenschaft die Erinnerung an die Gründung der Stadt Bern. Nie hatte ich es für möglich gehalten, daß in einer Unterklasse von Schwachbegabten so viel Verständnis geweckt werden könnte, wie es tatsächlich der Fall wurde. Es muß beigefügt werden, daß in jenem Sommer die Schülerzahl 12 betrug, was ein ruhiges und fruchtbares Arbeiten ermöglichte. Wir fanden Zeit, die Altstadt mit dem Aarebogen im Sandkasten darzustellen mit allen Brücken und Hauptgebäuden, nachdem wir in natura die Wege, Straßen und Brücken mehrmals abgesprochen waren. Einige Kinder rekonstruierten das alles zu Hause für ihre Eltern mit Domino- und Bausteinen.

Es war köstlich anzusehen, mit welchem Stolz sie das alte Bernerlied sangen: „Bärn, du edle Schwyzstärn“, und wie stramm sie standen (wie Soldaten!) zur Nationalhymne.

Wir sprachen davon, daß wir das Vaterland, die Fahne, die Nationalhymne ehren wollen und sollen. Was heißt das: „ehre“? Ich versuchte, es zu erklären, so gut ich's verstand. Mit gerunzelter Stirne meldete sich einer der Kleinsten zum Wort: „I will di au ehre!“ Und dann erzählten sie, sie hätten die Nationalhymne im Radio gehört, und da seien sie auch aufgestanden usw. Ueber einen Jüngling, der den Hut auf dem Kopf behielt, währenddem Soldaten mit der Schweizerfahne vorbeimarschierten, konnten sie sich nicht genug entsetzen: sie würden das nie, niemals tun, auch wenn sie einmal groß seien, sie würden immer, immer dran denken!

Im Büchlein des Jugendschriftenwerkes, das damals allen Schülern geschenkt wurde, blieb ihnen Vieles unverständlich, aber die Verwandtschaft des Roten Kreuzes mit dem Weißen Kreuz, die erfaßten sie. Sie erfaßten es, daß es für die Schweiz eine Ehre bedeutet, wenn die Fahne, welche noch im Krieg Werke der

Menschlichkeit beschützt, das Kreuzeszeichen der Schweizerfahne trägt. Und sie wollten auch an dieser Ehre ihren tätigen Anteil haben. Die Mädchen kamen freiwillig in die Knabenschule, um Socken und Pulswärmer zu stricken für unsere Soldaten; die Buben kamen in die Mädchenstunden, um aus Zeitungspapier Sohlen zu schneiden, und der eine oder der andere wagte sich auch an ein Paar Pulswärmer. Es wurden Batzen zusammengetragen für die Flüchtlingskinder. Viel war es nicht, was diese selber unbegüterten Kinder bringen konnten. Meistens bedeutete ihr Zehner oder ihr Zwanziger für sie einen Verzicht. Ein Mädchen, das stark unter der Hitze litt, brachte ein paarmal einen Zwanziger: D's Großmuetti hett mer das Zwänzgi gä für uf ds'Tram, aber i cha scho loufe, i ha gäng no gnuet z'ässe.“ Es ist solche Opferfreudigkeit umso höher zu schätzen, als den Kindern das Vorstellungsvermögen für das nie gesehene Elend absolut fehlt. Geht es uns normalen Erwachsenen doch auch ähnlich!

Die Kinder sind am besten für eine tätige Hilfe zu gewinnen, die in der Schule selber organisiert wird. Einmal haben wir unser Krippenspiel zu Gunsten der Flüchtlingskinder aufgeführt. Bei einem Eintrittspreis von 20 Rappen, nahmen wir zirka 15 Franken ein. Ein andermal klebten wir auf Postkarten eine Rotkreuzfahne und verkauften die Karten für 20 Rappen. Der Erlös betrug 6 Franken. Im Herbst sammeln wir Roßkastanien. Jedes Kind bringt täglich 10—20 Kastanien. Die Aufgabe ist klein, das Resultat nicht sehr groß, aber es gibt doch einen netten Zuschuß zu der Quartalssammlung. Und bei alledem erinnern wir uns daran, daß es nicht selbstverständlich ist, daß es uns immer noch so gut geht.

Schwer war es, den Kleinen verständlich zu machen, daß in den besetzten Gebieten die Bevölkerung ganz von der Besetzungsmacht abhängig, ihr auf Gnade und Ungnade ausgeliefert ist. Das geht wider das ausgesprochene Rechtsempfinden der Kinder. Jedenfalls sind sie der festen Ueberzeugung, unsere Schweizer Soldaten würden keinen fremden Soldaten, keinen Feind hereinlassen! „Mir (!) lah se halt de nid düre!“ Die Geschichte mit der Uebermacht des Feindes verstehen sie nicht recht: trotzdem die Schweizer sich einer gegen zehn wehren müßten, würden sie eben „niemer dürelah“. Ob es sich dabei um völlige Verständnislosigkeit handelt, oder ob dieses unerschütterliche Vertrauen in die Unbesiegbarkeit des Schweizer Soldaten unbewußt tiefer wurzelt, wer will darüber das untrügliche Urteil sprechen? Ich erzählte nämlich den Kindern, wie in den besetzten Gebieten, die Menschen ihre eigenen Fahnen nicht mehr flattern lassen dürfen, wie auch uns eine fremde Regierung sofort unsere schöne Schweizerfahne wegnehmen würde. Da meldet sich eine eindringliche Stimme: „Und das Kreuz an der Jungfrau, könnten sie uns das auch wegnehmen?“ — „Nein, dieses Kreuz hat uns Gott selber an die Jungfrau gemalt, das kann uns gar Niemand wegnehmen.“ — „Ja, aber so lange das Kreuz an der Jungfrau steht, so lange bleiben wir doch Schweizer!“ Ist dieses Kinderwort nicht Ausdruck tiefsten Gottvertrauens und zugleich ein rührendes Treuegelöbniß?

Damit wir die Tatsache, daß wir bis heute vom Kriege verschont blieben, nicht so gedankenlos hinnehmen, beschlossen wir, die Schulreise nach dem Grauholz zu machen, und dort, beim Denkmal, einen Augenblick an die Unglückstage von 1798 zu denken; uns daran zu erinnern, wie ein fremder Eroberer mit List und Tücke das uneinige und darum wehrlose alte, stolze Bern eroberte.

Daraufhin nähten wir uns mit Kreuzstichen Schweizerwappen auf Stramin. Es ging über die Sommerferien; die Kinder nahmen ihre Kreuzchen heim, aber keines von ihnen verlor sein Schweizerkreuz. Die meisten hatten sogar daran gedacht, es am 1. August anzuhängen, und einige trugen es Tag für Tag. Wir lernten das Lied: „Ds'Schwyzlerländli isch ja chly“, davon zwei Strophen lauteten:

„Flinggi Gemsli, schlanki Reh,
Stotzig Bärg, wyß vom Schnee;
a der Jungfrau stolz und rein
gseht me ds'Schwyzzerchrüz ganz fein.

Liebe Gott, mit starker Hand,
schütz mys liebe Schwyzerland.
Lehr üs, daß mer zämmehei,
alli Schwyzzer guet und frei.“

Das schönste für die Kinder ist, daß man sich in der letzten Strophe die Hände reicht zum Kreis und einander anschaut in treuer Kameradschaft. Ein warmes Leuchten geht dabei über jedes Gesicht. Dann lernten wir noch die Schlußbitte aus dem Laupenfestspiel:

„Gott schütze uns, Gott schütze Bern,
wir bauen,
wir vertrauen
auf die Huld des Herrn“,

wobei Bern als Bundesstadt für das ganze Land steht. Wie oft mahnt seither bald das eine, bald das andere Kind bei Schulschluß, hauptsächlich am Samstag: „Wir wollen beten „Gott schütze“.

Eine Mutter erzählte, ihr Kind erschrecke immer heftig bei Fliegeralarm. Sie geht dann jeweils vor seine Zimmertüre, um da zu sein, falls das Kind sie nötig hat. Da hörte sie es einmal laut beten: „Gott schütze uns, Gott schütze Bern; wir bauen, wir vertrauen auf die Huld des Herrn.“

Die Kinder halten sich vor allem an das Symbol: Fahne, Kreuz, Denkmal. (Nach der Heimkehr zeichneten einige Kinder den oben auf dem abgebrochenen Säulenkopf befindlichen Kranz als einen Triumphbogen, unter welchem das Denkmal zu stehen kommt.) Ihr

„Nationalgefühl“ ist wirklich nur Gefühl: Gefühl der Geborgenheit vor allem; Empfindung für die Schönheit unseres Landes, beides im Vergleich zu andern Ländern, gestützt auf gehörte Schilderungen und auf Bildberichte. Ein verstandesmäßiger Begriff der Schweiz besteht kaum. Die Kinder wissen, daß Zürich, Basel, Genf in der Schweiz sind, Mailand, Paris, London und Berlin nicht. „Warum ist bei Basel die Schweiz fertig?“ Sie wundern sich darüber, wie klein die Schweiz auf der Weltkarte aussieht, während im Album so viele verschiedene Bilder von der Schweiz zu sehen sind. „Die Schweiz ist doch groß.“ Irgendwie geht da etwas nicht mit rechten Dingen zu. Warum soll die Schweiz kleiner sein als andere Länder? Dagegen nehmen sie gar keinen Anstoß daran, daß es Schweizer gibt, welche französisch, italienisch oder romanisch sprechen. „Ja, ich weiß, in Lausanne sprechen sie französisch.“ Auch, daß es in allen Ländern der Erde ausgewanderte Schweizer gibt, verstehen sie wohl, hat doch jedes Kind in der Verwandtschaft oder bei Bekannten von einem „Amerikaonkel“ sprechen hören.

Ebenso kläglich wie ihr geographisches Begriffsvermögen ist auch ihr geschichtliches Verständnis. Daß die Schweiz nicht immer und von jeher bestand wie heute . . .? Manchmal habe ich das Gefühl, sie lassen mich reden aus Gefälligkeit, aber es ist grad, als ob sie sagen wollten: „Nein, diesmal glauben wir Dir nicht, das ist doch ein Märchen.“ Aber wahrscheinlich denken sie nicht einmal so viel, sondern der Verstand steht ihnen einfach still ob der ungeheuerlichen Behauptung, unsere Schweiz sei nicht gleich am ersten Schöpfungstage vom lieben Gott eigenhändig erschaffen worden!

Einen ganz besonderen Eindruck machte es den Kindern, zu vernehmen, daß die Schweiz das einzige Land ist auf der ganzen Welt, welches seinen Soldaten die Waffen mit nach Hause gibt. Daß diese Ehre die Mühe des Dienstes aufwiegt, ist ihre Ueberzeugung. Es scheint, die Säearbeit sei nicht fruchtlos. Wie bescheiden der Ertrag auch sein mag, es handelt sich dabei um gewachsene Frucht, nicht um „Festspielpatriotismus“, oder um „Bankettbegeisterung“. Es lohnt sich, den Versuch zu wagen, bei Schwachbegabten „nationale Erziehung“ zu pflegen. Vielleicht trägt die Lehrkraft dabei selber den größten Gewinn davon. Gtz.

BERICHTE

Schweizerische Hilfsgesellschaft für Geistesschwache

Sektion Bern

Die Sektion Bern der Schweizerischen Hilfsgesellschaft für Geistesschwache versammelte sich am Mittwoch, den 22. September 1943 in Münsingen zu ihrer ordentlichen Herbstagung.

Unter der Führung der Herren Fischer besichtigten wir zuerst die Druckerei der „Emmentaler Nachrichten“ und verfolgten dort das Werden einer Zeitung. Es machte einen großen Eindruck auf uns, wie in einer recht kurzen Zeit aus den eintreffenden Nachrichten die Zeitung entsteht und schon am gleichen Vormittag noch schön geordnet und in Postsäcke verpackt zur Spedition gelangt. Wir erhielten aber auch einen kleinen Einblick in die Hast des heutigen Nachrichtenwesens.

Nach diesem interessanten Besuch begrüßte der Prä-

sident, Herr Lehrer Rolli aus Bern, die Teilnehmer im „Ochsen“, und ohne Zeit zu verlieren erteilte er Herrn Dr. Leuenberger, Vorsteher des kantonalen Jugendamtes in Bern, das Wort zu einem Referat über den Stand der Anormalenfürsorge im Kanton Bern. Ausgehend von einem Bericht und Gesetzentwurf für die Anormalenfürsorge aus dem Jahre 1929 von Herrn alt Schulinspektor Dr. Bürki an die Erziehungsdirektion, zeigte der Referent, daß dieser Bericht auch heute noch Gültigkeit hat. Ebenso ist der Gesetzesentwurf so umfassend, daß er mit nur geringfügigen Änderungen in Kraft gesetzt werden könnte. Es sind heute dieselben Postulate, die immer noch der endgültigen Erledigung warten wie damals: Zuteilung

der schwachbegabten Kinder an Hilfsklassen und Erziehungsheime, Dauer der Schulpflicht für Anormale, Verteilung der Versorgungskosten, Stellung der Lehrerschaft an Hilfsschulen und Anstalten für Anormale, Subventionen der Erziehungsheime. Das Schwergewicht aller Erziehung Anormalen liegt auf dem Gebiet des Fühlens und Handelns, nicht des Wissens, diese Erziehung und vor allem die praktische Ausbildung sind aber sehr notwendig; denn ohne sie bleibt das anormale Kind lebenslänglich unterstützungsbedürftig. Die Fürsorge lohnt sich in vielen Fällen schon rein wirtschaftlich. Der Staat hat auf Grund von § 55 des Primarschulgesetzes die Möglichkeit, alles für die Anormalen zu tun, was er für notwendig hält. Dieser Weg ist aber weit und so lange die Ideen hiezu nicht im Volke verankert sind, geht es nicht vorwärts. Die Rolle des Geldes ist weniger wichtig, wenn das Verständnis vorhanden ist. Für eine raschere Entwicklung der ganzen Anormalenfürsorge genügt aber die allgemeine Fassung des § 55 nicht, da es noch sehr viele Einzelfragen zu regeln gibt. Aus diesem Grunde entstand im Jahre 1929 der Gesetzesentwurf und aus diesem Grunde sollte er heute verwirklicht werden können. Freilich sind seit jenem Bericht einige Schritte vorwärts getan worden auf dem Gebiete der Anormalenfürsorge. Herr Dr. Leuenberger erwähnt hier vor allem die Erhöhung der Bundesubvention für Anormale von 15 000 Fr. auf 350 000 Fr. (heute 233 000 Fr.), den Ausbau der Vereinigung für Anormale und der Kartenspende, die Gründung kantonaler Fürsorgestellen von Pro Infirmis, den Ausbau verschiedener Patronate, die Revision des Alkoholgesetzes, die den Schnapskonsum wesentlich eindämmte, das Gesetz über die berufliche Ausbildung, das auch der Ausbildung Anormalen Rechnung trägt und das

Schweizerische Strafgesetz mit seinem bessern Schutz für die Schwachen.

Die nachfolgende Diskussion drängte darauf hin, daß in der nächsten Zeit versucht werden sollte, die Anormalenfürsorge gesetzlich zu verankern und zu vervollständigen, da dies nicht nur im Interesse der Anormalen selber, sondern der Allgemeinheit überhaupt liegt. Es wurde eine Kommission bestimmt, die auf Grund des Berichtes von Herrn Dr. Bürki und des Gesetzesentwurfes in nützlicher Frist die Möglichkeiten prüfen soll, die sich heute für eine Beschleunigung des ganzen Problems bieten.

Anschließend berichtete Frl. v. Erlach über eine Erhebung von Pro Infirmis bei den bernischen Erziehungsheimen über Kostgeldansätze und Pflegesätze, die ein sehr interessantes Bild ergaben. Damit waren die geschäftlichen Traktanden der Tagung bereits erschöpft bis auf einen kurzen Bericht von Herrn Zentralpräsident A. Zoss über die Rechnungsbüchlein für Hilfsschulen. Die Sektion ist der Ansicht, die Schweizerische Hilfsgesellschaft sollte die Erstellung, den Druck und Verlag von neuen Rechnungsbüchlein übernehmen.

Zum Abschluß der Tagung besuchten wir das Loryheim, das die schulentlassenen Mädchen durch eine geeignete Nacherziehung wieder auf bessere Wege zu bringen sucht und gleichzeitig in kurzfristigen Kursen Kinderpflegerinnen ausbildet.

Der Druckerei Fischer und den beiden Heimen danken wir für den freundlichen Empfang und versichern ihnen, daß wir manche Anregung mit nach Hause nahmen.

Friedr. Wenger.

Asile de l'Espérance à ETOY (Vaud)

Institution pour arriérés et faibles d'esprit, fondé en 1872, par Auguste Buchet
Compte rendu 1942

Quel poignant contraste entre les milliers de jeunes gens forts et bien portants tombant journellement, comme victimes de la guerre, et les pauvres déshérités entourés de soins et d'amour dans nos asiles!

Quatre grands bâtiments, le dernier inauguré en 1935, dont les noms disent bien l'esprit dans lequel on s'efforce d'y accomplir une oeuvre d'amour: L'Espérance, Béthel, la Compassion, Béthesda.

Le 31 décembre 1942, 187 pensionnaires occupaient l'Asile: peu de changements, en somme. 4 décès seulement. De plus en plus, l'Asile est appelé à recevoir les cas les moins susceptibles de développement. En classe, comme au jardin, à l'atelier, à la ferme, et dans le ménage, on s'efforce de tirer parti des plus faibles restes d'intelligence.

Dans deux classes, on donne un enseignement élémentaire à une vingtaine de sujets: le dessin et le chant sont les branches les plus aimées, et qui donnent le plus de résultats. Les branches scolaires proprement dites offrent souvent de grandes difficultés, malgré toute la bonne volonté possible. Les jeux et rondes, qui peuvent s'exécuter sur les vastes terrasses des Asiles, même de petites saynètes font le bonheur petits et grands.

Dans des ateliers vastes et clairs, les pensionnaires trient des haricots, fabriquent des cornets, tant qu'il y a du papier, font de la vannerie, dans

la mesure où les oiseaux arrivent encore: ceux qui en ont à vendre voudront bien s'adresser à la direction de l'Asile.

Des soirées familiales groupent collaborates et collaboratrices ainsi que des réunions de couture et de chant, pour le personnel.

Comme bâtiment, l'Infirmierie, nouvellement terminée rend de grands services pour les cas d'agitation, toujours plus fréquents.

Au point de vue alimentaire, on n'a guère souffert de répercussions de la guerre: pain et lait sont évidemment rationnés, mais les pommes de terre permettent de compléter les menus, et la culture maraîchère du domaine de l'Asile fournit une aide appréciable.

L'état des finances est favorable, en partie du fait que l'Etat a augmenté de 15% l'aide aux indigents.

Exemple à imiter: le peintre Buchet, fils du fondateur de l'oeuvre a offert à l'asile un beau tableau. „Laisser venir à moi les petits enfants” qui orne un des côtés de l'atelier, permettant aux malades de savourer de la beauté, toutes les fois qu'ils lèvent les yeux.

Le Rapport se termine par des remerciements à tous les amis de l'oeuvre et à l'Auteur de tant de bénédictions journalières!